

dtv

Bern, im 18. Jahrhundert: Die junge Julie Bondeli macht von sich reden. Sie mischt sich ein in die politischen Debatten der Männer, sie ignoriert deren Regeln für das weibliche Geschlecht, sie korrespondiert mit den führenden Köpfen der Aufklärung und ringt auch ihren Gegnern Bewunderung ab. Auch als Julies Lehrer und Vertrauter Samuel Henzi wegen seiner Manifeste für eine politische Reform öffentlich hingerichtet wird, läßt sie sich nicht entmutigen: Sie kämpft weiter für Demokratie und Freiheit und die Rechte der Frauen. Ihr literarischer Salon wird zum Treffpunkt junger Intellektueller.

Goethe lobte sie in ›Dichtung und Wahrheit‹ als »Frauenzimmer von Sinn und Verdienst«, Sophie La Roche pries ihren wachen Geist, und Christoph Martin Wieland liebte sie – die *femme de lettres* Julie Bondeli (1731–1778). Eveline Hasler entreißt diese faszinierende Persönlichkeit der Vergessenheit.

»Kaum je ist diese sich verzweifelt gegen das Neue stemmende Welt atmosphärisch dichter gezeichnet worden als in Eveline Haslers neuem Roman.« (Charles Linsmayer in der ›Weltwoche‹)

Eveline Hasler wurde in Glarus/Schweiz geboren. Sie studierte Psychologie und Geschichte in Fribourg und Paris. Bekannt wurde sie zunächst mit ihren Kinderbüchern, die in zahlreiche Sprachen übersetzt sind. Die im Tessin lebende Autorin wurde u. a. mit dem Schubart-Literaturpreis und dem Meersburger Droste-Preis für ihr Gesamtchaffen ausgezeichnet.

Eveline Hasler

Tells Tochter

Julie Bondeli und
die Zeit der Freiheit

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



3. Auflage 2011
2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des Nagel & Kimche Verlags
© 2004 Nagel & Kimche
im Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung eines
Gemäldes von Pietro Antonio Rotari (Bridgeman Giraudon)
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13498-9

I

«Der Mensch, der am meisten
denkt, verdauet am schlechtesten;
derjenige, der am wenigsten denkt,
verdauet am besten.»

AUGUSTE TISSOT,
Arzt aus Lausanne

I

Der Arzt Johann Georg Zimmermann reiste im Januar 1761 in einer Kutsche neuester Bauart von Brugg nach Bern, auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin vierspännig, denn er haßte es, langsam voranzukommen. Er sollte heute eine in Bern vielgerühmte junge Frau, die gelehrte Julie Bondeli kennenlernen. Durch seine Korrespondenz mit dem Dichter Martin Wieland war sie ihm keine Unbekannte. Wieland, der sie eine Zeitlang als seine Braut bezeichnet hatte, schrieb über sie Widersprüchliches, das die Neugier des Arztes und Menschenkenners reizte. Daß die Familie des Ratsherrn Bondeli ihn und nicht seinen Lehrer Albrecht von Haller zu einer Konsultation rief, war ohne Zweifel schmeichelhaft für Zimmermann, den Landarzt aus Brugg – noch ahnte niemand, daß er später selbst berühmt würde als Königlich Großbritannischer Hofarzt in Hannover und Leibarzt von Friedrich II.

Kurz vor Bern begann es zu schneien, die Pferde drohten auf dem glitschigen Belag des Kopfsteinpflasters auszugleiten, deshalb sah sich der Kutscher gezwungen, das letzte Wegstück in bedächtigerem Tempo zu nehmen. Hinter den verschneiten Ästen der Pappeln erschien das Anwesen, länd-

licher und bescheidener, als Zimmermann es erwartet hatte; seit einem Besuch bei Berner Freunden hatte er den Eindruck, die Berner Patrizier versuchten einander zu übertreffen mit neumodischen, palastartigen Stadthäusern.

Der Wintertag verbreitete ein milchiges Licht. Im schrägen Einfall der Flocken wirkte die Fassade abweisend. Da aber schob sich an einem der Fenster ein Vorhang beiseite, Zimmermann hoffte, einen Blick auf die junge Patientin zu erhaschen, die nach dem Arzt Ausschau hielt, doch im Näherkommen sah er nur alte, von einer dunklen Haube umschattete Augen.

Eine Magd öffnete und der Arzt brachte mit einem Windstoß eine Portion Schneeluft herein. Sie säuberte mit einer Reisigbürste seinen Kragen und half ihm, den Mantel abzulegen. In den Salon, in dem er sich allein befand, brachte sie auf seinen Wunsch eine Tasse Tee.

Er rieb sich die von der Fahrt noch blaugefrorenen Hände, ging auf und ab in dem länglichen, mit Kanapees und Tischchen überladenen Raum. In seinem Geist sah er ihn mit Gruppen von Gästen bevölkert. Es hieß, Julie Bondeli empfangen in ihrem Salon, den sie spöttisch «meine kleine Sorbonne» nannte, nicht nur tout Berne, auch ausländische Gelehrte und Politiker kehrten hier ein, nirgends finde sich eine geistreichere, vergnüglichere Unterhaltung! Mißfiel auch manchen Bernern, daß eine junge Frau sich auskannte in Mathematik und zeitgenössischer Literatur, war man doch stolz, eine Patriziertochter vorzeigen zu können, die ein berühmter deutscher Dichter als *die witzigste und klügste ihres Geschlechts in der Schweiz* bezeichnet hatte. Man wußte, daß es sich bei dem Dichter um den jungen, ein bißchen überspannten Wieland handelte, der zu jener Zeit Klopstock imitierte und vor Dritten von Julie als von seiner Braut sprach.

Doch die Bondeli galt als uneinnehmbare Festung. Neu-

lich, bei einer Einladung in Berner Ratskreisen, wurde Zimmermann hinter vorgehaltener Hand zugeflüstert, das meiste habe die Bondeli von einem Revolutionär gelernt, dessen Name zu erwähnen verpönt sei, denn die Regierung habe ihn um einen Kopf kürzer gemacht ...

«Ach, Samuel Henzi?»

«Psst, keinen Namen, bitte!»

«Also, sein Kopf ist weg, aber er hat ihr alles gegeben, was in seinem Kopf war ... Und jetzt ist ihr Kopf ein Vorzeigobjekt?»

«So ist es.»

Er dachte an diese und ähnliche Bemerkungen seiner Berner Bekannten, als die junge Frau eintrat.

Sie bewegte sich lächelnd auf ihn zu, der schilfgrüne Taft ihres in der Taille gerafften Rockes knisterte, die bloßen Arme und der Brustansatz im großzügig ausgeschnittenen Kleid schimmerten. Als sie näher kam, erkannte der Arzt Unregelmäßigkeiten in ihrem Gesicht, auch an Wangen und Kinn die Narben eines im Kindesalter durchgemachten Pockenfiebers. Doch ehe ein negativer Eindruck entstehen konnte, wurde der Betrachter in den Bann gezogen von den dunklen, lebhaften Augen und dem Schwung der wie spöttisch aufgeworfenen Lippen.

Eine hübsche, lebensfrohe junge Frau.

Mit einem Anflug von Galanterie neigte er sich zu ihr und sagte: «Sie sehen so strahlend aus, täuschen Sie sogar den Arzt?»

«Ich weiß», antwortete sie lachend, «ich täusche sogar mich selbst.»

«Wie soll ich das verstehen?»

Sie blickte amüsiert zu ihm auf. «Also, wenn ich mich schlecht fühle, stürze ich mich in Beschäftigungen, und alle Wehwehchen sind für eine Weile vergessen. Wenn sie sich

wieder melden, trinke ich schwarzen Kaffee. Meine Familie rügt mich, ich lasse es mit meiner Gesundheit immer bis zum Äußersten kommen ...»

«Und Ihr Arzt?»

«Ach, Rosselet. Er kümmert sich gelegentlich bei einem Hausbesuch um die Gesundheit meines Vaters und läßt mich bei dieser Gelegenheit mal die Zunge herausstrecken oder fühlt mir den Puls.»

Zimmermann gab seinem Mißfallen durch Kopfschütteln Ausdruck. Es entging ihm nicht, daß ihn die Bondeli mit unverhohlenem Interesse betrachtete.

Julie hatte sich denn auch beim Eintritt in den Salon vorgenommen, wie immer bei Fremden, auf Distanz zu bleiben – eine Verbeugung auf Armeslänge, unverbindliches Lächeln, belanglose Begrüßungsformeln. Sie besaß Übung darin, ihr Gegenüber mit raschem Blick einzuschätzen. Kurzsichtig, wie sie war, erkannte sie weniger die Details der Physiognomie als den Habitus und die Haltung des Körpers, die Art der Bewegung, des Händedrucks, die Klangfarbe der Stimme. Zimmermann erschien ihr jünger als erwartet, etwas über dreißig, schätzte sie. Sie hatte sich einen hageren, trockenen Gelehrtentyp vorgestellt, nun stand sie vor einer hochgewachsenen, festen, imponierenden Gestalt. Ein bißchen irritierte sie die für einen Landarzt allzu höfische Kleidung: die Samtjacke mit den silbernen Knöpfen, dann das sorgfältig gepuderte, über den Ohren in zwei Locken gelegte Haar. Doch sein Blick nahm für ihn ein: Etwas Heftiges, fast Leidenschaftliches lag in den Augen, Unbestechlichkeit gemildert durch eine Art Aufmerksamkeit, ein stilles Abwägen, das für den Arzt und Menschenfreund sprach.

Mutter Bondeli trat zur Begrüßung in den Salon. Zimmermann erkannte die Augen unter der dunklen Haube, die am Fenster sein Kommen erwartet hatten.

«Ich bin es, die Sie hat rufen lassen, Doktor», sagte sie lebhaft und fügte dann voll Besorgnis hinzu: «Julie ist oft erschöpft, die Hustenanfälle quälen sie, sie magert zusehends ab.»

Der Arzt wandte sich an Julie: «Haben Sie Beschwerden?»

Sie lachte nervös. «Schmerzen im Unterleib. Schlaflosigkeit. Migräne. Genügt fürs erste diese Liste?»

Die Mutter begleitete den Arzt in die Räume der Tochter, wo die Untersuchung stattfinden sollte. Im Vorraum, der Julie auch als Schreibkabinett diente, zündete die Magd die Kerzen im silbernen Ständer an. Julie gab durch eine stumme Aufforderung den beiden Frauen zu verstehen, sie wolle mit Zimmermann allein gelassen werden.

Nach einem kurzen Vorgespräch sagte der Arzt: «Ich bitte Sie, sich für den Untersuch frei zu machen.»

Er stand am Fenster und wandte ihr den Rücken zu, während sie sich schnell auszog, ohne die übliche Prüderie der Frauen ihres Standes, die sich meist mit Hilfe einer Dienerin nur zögerlich und teilweise entkleideten.

Als er sich umdrehte, sah er sie im stumpfen Vieruhrlicht des Wintertags nackt auf ihrer Bettstatt, die Tüllvorhänge der Schlafnische beiseite geschoben. Zimmermann, durch seine Praxis zur Genüge an den Anblick entblößter Frauenleiber gewöhnt, war überrascht. Dieser Körper, eingetaucht in das Schneelicht des Nachmittags, lag statuenhaft auf dem Laken, bewegungslos, alabasterweiß mit bläulichen Schattierungen und von perfekter Form. Noch schien er nicht abgemagert, die Gewichtsabnahme hatte ihm im Gegenteil etwas Mädchenhaftes zurückgegeben.

Zimmermann wird später den enthusiastischen Bericht des Stadtschreibers Wagner lesen, eine schwärmerische Beschreibung der Physis der Bondeli, in der er von Marmor-

gliedern spricht, obwohl der Schreiber sie bestimmt nie nackt gesehen hat.

Es war in der Tat das erste Mal, daß sich ein Mann über diesen bloßen Frauenkörper beugte. Julie gab sich darüber Rechenschaft, sie lag ein bißchen verkrampft, die Arme abgewinkelt. Durch die bis auf einen Spalt geschlossenen Augen verfolgte sie mit Beklemmung den Schatten des Arztes auf ihrer Brust. Der Schatten verschob sich jetzt nach unten, sie spürte starke, männliche Hände, die ihren Unterbauch abtasteten und die Darmgegend kneteten.

«Tut das weh?»

Sie stieß einen kleinen Schmerzenslaut aus. Tränen schossen ihr in die Augen.

«Seit wann haben Sie diese Beschwerden?»

Sie suchte sich zu erinnern, wann die Symptome ihren Anfang genommen hatten, den Zeitpunkt, den sie schließlich angab, verknüpfte Zimmermann nach kurzem Rechnen mit dem jähen Bruch der Liebesgeschichte zwischen ihr und Wieland.

Wieland, von seinem Vater zum Antritt einer Stadtschreiberstelle nach Biberach zurückgerufen, war ohne Abschied abgereist, als Julie gerade in der Westschweiz weilte. Dabei hatte der Dichter, entflammt für die spröde Schöne, in den Briefen an Zimmermann von Heirat gesprochen, nur mit Julie sehe er sein Glück. Doch kaum zurück in Biberach, knüpfte er neue Liebesbände. Schlimmer noch: Er wußte nichts Besseres, als Julie darüber in einer verletzenden Weise zu berichten.

Zimmermann spürte Schuldgefühle. Er war es gewesen, der Wieland, damals in Bern an einer Hauslehrerstelle, zu einem Besuch bei Julie Bondeli par force bewogen hatte. Nach der ersten Ablehnung war ein begeistertes Echo erfolgt, und nun sah sich Zimmermann in den abrupten Bruch

der Verbindung eingeflochten – Wieland, Julie, Zimmermann, ein unsichtbares Dreieck.

Von unten her, aus ihrer Nabelgegend, hörte die Bondeli den Arzt murmeln: «Seelische Erschütterung erzeugt Unordnung der Verdauungssäfte. In den Nerven, mein Fräulein, liegen die Krankheiten, die sich auf unsere Denkungsart auswirken.» Er drückte nochmals da und dort noch ein bißchen. «Das Barometer unserer Denkungsart ist, wie Sie spüren, im Unterleibe, in den Organen der Verdauung. Die Därme sind stark angeschwollen, ich werde eine Diät verschreiben müssen.»

Als sie sich wieder angekleidet hatte, bat sie ihn in ihr Schreibkabinett, wo immer noch die Kerzen im Leuchter brannten. Sie schob auf dem Tisch einen halb beschriebenen Briefbogen beiseite.

«Wann sind Sie geboren?» fragte der Arzt.

«Im Dezember 1731. Man hat mich am Neujahrstag 32 zur Taufe gebracht.»

Er trug die Zahl in ein Wachstuchheft ein und fügte eine Notiz bei.

«Dann sind wir gar nicht weit auseinander, ich bin 1728 geboren», sagte er und ließ das Heft in eine mit Halbedelsteinen verzierte Schatulle gleiten.

Ihr Blick blieb einen Moment auf dem geckenhaften Täschchen ruhen. Es fiel ihr ein, daß er, vielleicht in Nachahmung seines Lehrers Albrecht Haller, schriftstellerisch tätig war. «Sie haben über Hallers Leben geschrieben, und kürzlich kam mir ein Gedicht aus Ihrer Feder in die Hände ...»

Er blickte sie durchdringend an, als fordere er ihr Urteil heraus.

«Nun, ich mag, wenn ich ehrlich sein soll, Haller als Person nicht», fuhr sie nach einer Pause fort. «Gedichte zu beurteilen erfordert die Arbeit von Spezialisten, doch ich kann

sagen, ich fühle mich von Ihrem Text angesprochen. Wieland hatte allerdings daran einiges zu bemängeln, Schriftsteller reagieren wohl empfindlich auf die Konkurrenz schreibender Ärzte ...»

Er ging nicht darauf ein, das Stichwort Wieland war gefallen und forderte ihn heraus, eine Mission zu erfüllen.

«Mein Fräulein», begann er vorsichtig. «Wieland hat mir geschrieben, daß er bereut. Er gibt mir den Auftrag, zwischen Ihnen beiden zu vermitteln ...»

«Ich habe Wieland losgelassen, es ist vorbei!» antwortete sie heftig.

«Er bittet aber, seinen Brief zu lesen ...»

«Das wird meine Einstellung nicht ändern.»

«Warum so hart?» fragte er.

«Sehen Sie, es gab eine Reihe von Kümernissen. Doch da bleibt keine Bitterkeit. Ich bin glücklich ohne den Dichter und hoffe für ihn, daß er ohne mich sein Glück findet.»

Sie lehnte sich zurück und angelte auf dem Tisch nach dem angefangenen Brief. «Da – ein Schreiben an Sophie La Roche. Wollen Sie lesen? Seit Wielands Biberacher Eskapaden stehen wir in Briefwechsel. Sophie wohnt auf Schloß Warthausen in Wielands Nähe, Sie wissen vielleicht, daß Sophie Wielands erste Braut war. Sie widmet sich schriftstellerischer Arbeit, und ich mag es, wie sie ihre Umgebung, auch Wieland, der oft auf dem Schloß zu Gast ist, auf eine klare, wenn auch liebevolle Art analysiert ... Manchmal schreibe ich Sophie Gedankenbriefe.»

«Warum?»

Sie lachte kurz und kaum hörbar. «Gedanken sind freier.»

«Dann interessiere ich mich für Ihre Gedankenbriefe», sagte er. «Aber ich vermute, sie sind nur gedacht, nicht geschrieben?»

«Doch, ich notiere sie auf. Sophie beabsichtigt in Kürze,

mich in Bern zu besuchen, aus diesen Aufzeichnungen wird sie Einblick in Zusammenhänge gewinnen.»

Julie klingelte nach Tee, die Magd erschien und blieb noch eine Weile, wie auf einen weiteren Befehl wartend, in der Tür stehen, dabei schaute sie unverwandt zu Zimmermann. Julie winkte sie hinaus.

«Und die schriftstellerische Arbeit? Wann schreiben Sie?» fragte sie, um vom Thema Wieland loszukommen.

Er seufzte. «An den Schreibtisch komme ich nur selten, leider. Es liegt nicht nur an den Kranken von Brugg. Sehen Sie, auch mir sind hypochondrische Gemütsbewegungen nicht fremd. Um gegen den Hang nach Einsamkeit anzukämpfen, suche ich Zerstreuung.»

«Und es macht Sie glücklich?»

«Nein.»

Er schwieg eine Weile, als habe ihn seine eigene Offenheit überrascht. Dann fragte er: «Wie schaffen Sie es, glücklich zu sein, trotz der Widerwärtigkeiten, die Ihnen begegnet sind?»

Sie nahm eine aufrechte Haltung an und wandte sich ihm mit einer Aufmerksamkeit zu, als sei sie der Arzt, er der Rat-suchende. «Sie kennen bestimmt die sechs Maximen zur Gesundheit in den Hippokratischen Schriften? Da wird auch die Kontrolle der Gemütsbewegungen empfohlen. Eine Art Diät für die Seele. Also, ich zersteue mich nie auf heftige Weise, gerade deshalb, weil ich von Natur leidenschaftlich bin. Ich kontrolliere die Wirkung, welche bestimmte Gedankengänge auf meine Natur ausüben ...»

«Und wenn trübe Gedanken mit großer Macht über Sie kommen?»

«Sie werden lachen, Zimmermann! Dann wende ich mich der Mathematik zu, meinen Zahlenreihen.»

«Zahlen gegen die Leidenschaft?»

«Auch Zahlen sind eine Leidenschaft!»

Er nickte. «So etwas Ähnliches schreibt die Mathematikerin Emilie du Châtelet. Die Französin scheint mir überhaupt so etwas wie eine Schwesterseele von Ihnen zu sein ...»

Julie wehrte errötend ab. «Zuviel der Ehre.»

«Die Freundin Voltaires versteht wie keine Frau unserer Zeit die Gedanken und Experimente Newtons ...» Er betrachtete sein Gegenüber nachdenklich und fuhr dann fort: «Haben wir nicht soeben über das Glück gesprochen? Wissen Sie, daß die Châtelet neben ihren wissenschaftlichen Büchern ein ›Traktat über das Glück‹ geschrieben hat?»

«Ach ja.» Sie lächelte. «Ich besitze die kleine Schrift und lese gern darin.»

«Dann wissen Sie, daß sie nach Beendung des Traktats über das Glück unglücklich gestorben ist?»

«Am Glück?»

«An der Leidenschaft. Auch darin war sie Spezialistin.»

Die Bondeli schwieg.

Zimmermann trank still seinen Tee und betrachtete die weiße Halslinie dieser Frau, den Schwung des Nackens, die schön geformten Arme.

«Glück und Leidenschaft», sagte er, den Faden des Gesprächs wiederaufnehmend, «sind es nicht Themen unserer Generation? Die wissenschaftlichen Akademien veranstalteten neuerdings Preisausschreiben über Fragen wie: ›Wie kann der Mensch glücklich sein?‹ ›Welches ist die glücklichste Nation?‹»

Julie stimmte ihm zu. «Ist das Glück nicht wichtiger als die Gelehrtheit, Zimmermann? Was nützt unser illuminiertes Zeitalter, wenn wir bei all dem Fortschritt nicht glücklich sind? Doch mir scheint, Glückseligkeit muß gelernt werden.»

Sie hatte sich in Eifer geredet, ihre Kohlenaugen sandten kleine Blitze aus, die Wildheit ihres Ausdrucks entzückte Zimmermann. Er erinnerte sich an Stellen in Wielands Brie-

fen, wo von Julies *graziöser Figur* die Rede war, und an anderer Stelle: *Sie hat eine Welt von Verstand in den schönen Augen*. Zwar erwähnte der Dichter Nase und Stirn, die dem *Eindruck des Ganzen zuwider waren*, aber Zimmermann strich das in Gedanken durch. Wieland, diese emotionale Windfahne. Wahrhaftig, er hätte nicht so lange hin und her gefackelt, wenn er Wieland gewesen wäre! Julie gegenüber drückte er diese Empfindung in abgewogenen Worten aus: «Ich bin ein verheirateter Mann, Julie, aber Sie beeindrucken mich. Dieser Abend bleibt unvergessen.»

Sie betrachtete amüsiert sein Gesicht, der untere Teil mit dem wuchtigen, kantigen Kinn erschien ihr jetzt hölzern, ja nußknackerhaft, doch die obere Gesichtspartie machte alles wieder wett mit den lebhaften Augen und der freien Stirn. Der Mann hat etwas Steifes, Redliches, dachte sie, sein Blick verrät das empfindliche Gemüt. Noch ahnte sie nicht, daß ein Dämon in ihm steckte.

«Freundschaft zwischen Mann und Frau ist immer möglich, Zimmermann, was soll daran unziemlich sein?» sagte sie.

Er stutzte, dachte an die enthusiastischen Briefe, die Wieland an Zimmermanns Frau schrieb, und fragte dann schnell, um seine Verlegenheit zu überspielen: «Sie lesen Rousseau?»

«O ja, im Moment die *«Nouvelle Héloïse»*. Und wie halten Sie es mit unserem französischen *«Enfant terrible»*?»

«Die Neuerscheinung, von der Sie sprechen, besitze ich leider noch nicht, doch ich kenne seine Briefe und Essays. Ich verehere Rousseau. Wenn Sie meine Arbeit über den Nationalstolz lesen, werden Sie Spuren dieser Lektüre erkennen. Da sind auch einige gewagte Ausfälle gegen die Berner Aristokratie, die vielen, auch dem großen Albrecht Haller, in den falschen Hals geraten.»

«Sie wagen es also, sich von Ihrem Meister Haller, dem Gegner Rousseaus, zu distanzieren?»

«So ist es.» Er lachte bitter. «Schüler und Lehrer bringt der Lauf des Lebens manchmal auseinander.»

«Das macht Sie sympathisch. Wir sind Freunde.» Sie reichte ihm die Hand.

Er blickte auf die gut gepolsterte kleine Hand und verwarf den Einfall, sie zur Besiegelung der neuen Freundschaft zu küssen. Handküsse empfand er als lakaienhaft, sie paßten nicht in ein demokratisches Land, wird er später in einem Essay urteilen. So entschied er sich für einen dezenten Kuß auf die Stirn. Seine Annäherung geriet etwas unbeholfen, als gelte es, seine Locken zu schonen oder die ihren, ein bißchen Puder stob auf.

«Als Beweis meiner Freundschaft dürfen Sie meinen Gedankenbrief lesen. Ausnahmsweise.» Sie lachte und er beugte sich über ihre Notizen.

Wir sind, chérissime Sophie La Roche, süchtig nach Glück und Freiheit.

Halten Ausschau nach Landstrichen, wo wir es zu finden hoffen, unser freies Glück, unsere glückliche Freiheit!

Die Schweiz, die Schweiz, werden Sie rufen, denn Herr Haller hat mit seinem Poem in ganz Europa den Philhelvetismus geweckt, und Sie schreiben mir, Ihr Gatte denke daran, ein Bauerngut in der Schweiz zu kaufen. So weit ist es hier mit der Freiheit, daß ich Ihnen jetzt Gedankenbriefe schreibe, da Geschriebenes herumgezeigt wird, sogar Rousseau soll neuerdings meine Briefe lesen. A propos Rousseau, haben Sie gehört, daß er beim Betreten des Staates Bern die Erde geküßt hat? Wenn Sie an unsere Schlagbäume kommen, Sophie, heben Sie nicht den Drohfinger, Sie könnten Rousseau auf der Flucht sehen, Haller und die Gegner der

Aufklärung verfolgen ihn mit dem Vorwurf, er sei vom Glauben abgefallen.

Doch, chérissime Sophie, in Wirklichkeit verhält es sich so: Der große Haller, den alles als Dichter der Freiheit verehrt, ist von der Freiheit abgefallen.

Er gab ihr den Brief zurück, drückte freundschaftlich ihre Hand, und sie hätte sie ihm wohl eine Weile nicht entzogen, hätte jetzt nicht stürmisch, auf ganz unanständige Art, jemand an die Tür getrommelt.

Julie schoß auf. Das konnte nur die kleine Schwester sein, das Biest! Schon während Wielands Besuchen hatte sie es so erlebt: Charlotte war allgegenwärtig hinter Türen, hinter Büschen, neugierig auf alles, was sich zwischen Mann und Frau ereignen konnte.

Julie riß die Türe auf, Charlotte wich zurück, grinste frech und leierte: «Man bittet zu Tisch.» Lang und schlaksig drückte sie sich an die Wand des Korridors. Zimmermann schätzte ihr Alter auf sechzehn.

«Geh schon voraus», sagte die große Schwester unwirsch.

2

Am Tisch fehlte der Alt-Landvogt und Ratsherr Bondeli. Hausarzt Rosselet habe ihn, des hohen Blutdrucks wegen, zum Aderlaß in die Kur geschickt.

Unter einem enormen Kronleuchter, der aus der Landvogtzeit in Burgdorf stammte, saß Zimmermann mit den Frauen zu Tisch. Auch Julies Freundin, Marianne Fels, die wegen eines Familienzwists zur Zeit hier im Haus wohnte, nahm am Essen teil. Der Rehbraten war exzellent.

Der Arzt sah sich nicht ungerne eingesponnen in das Netz

weiblicher Aufmerksamkeit; in seinem Tagebuch, das ihm als religiöse Gewissenserforschung diente, hatte er sich neu-lich selbst angeschuldigt, zu oft die Gesellschaft von Frauen-zimmern aufzusuchen, um der Schwermut zu entgehen. Wie immer in Gesellschaft fühlte er sich herausgefordert, zu bril-lieren. Er verzichtete auf die kleinen Schlüpfrigkeiten, die einem Arzt auch in Damengesellschaft durchgelassen wer-den, und gab statt dessen Anekdoten zum besten aus seiner ersten Arztpraxis in Bern, die ihm, dem Anfänger, durch sei-nen Lehrer Haller vermittelt worden war. Nur einfache Leute hatten ihn aufgesucht, kleine Handwerker, fliegende Händler und Marktfrauen, die wohlhabenden Bürger hatten ihre eigenen Ärzte. Mit den deftigen Frauen aus dem Volk hatte sich manche köstliche Szene abgespielt, Zimmermann verstand, sie plastisch vor Augen zu führen. Charlotte konnte nicht genug von diesen Geschichten hören, auch Julie und ihre Mutter fanden daran Gefallen, nur die Fels blieb in kriti-scher Distanz.

Die Magd Ernestine reichte dem Arzt, versunken in die Betrachtung des stattlichen Mannes, zweimal hintereinander den Rehbraten. Charlotte, die ihre Augen überall hatte, be-gann zu kichern, Ernestine errötete und verschwand in der Küche.

«Schade, daß Ernestine keinen zweiten Mann gefunden hat», sagte Madame Bondeli mit ehrlichem Bedauern. «Ihr Mann, damals Arbeiter auf dem Gutsbetrieb während unse-rer Landvogtzeit in Echallens, ist kurz nach der Heirat von einem scheuenden Pferd verletzt worden. Noch keine zwanzig, wurde Ernestine zur Witwe.»

«... und möchte nochmals heiraten, à tout prix!» kom-mentierte Charlotte.

Mutter Bondeli verwies ihr die vorlaute Bemerkung mit einem strafenden Blick.

Die Gastgeberin drängte darauf, der Arzt möge bei diesem Winterwetter über Nacht bleiben, worauf Zimmermann lachend erwiderte, in seinem Kontrakt mit der Stadt Brugg stehe unter Punkt 1, er dürfe ohne Erlaubnis der Behörden nicht außerhalb der Stadt übernachten!

«So hält man das ärztliche Haustier an der Leine», bemerkte Julie spitz.

Zimmermann gab ihr recht. «So eingebunden in das Leben einer kleinen Stadt, verfällt man leicht dem Trübsinn. Aber ich werde, und dies mit Einverständnis der Obrigkeit, in drei Wochen für ein paar Tage nach Bern kommen.»

«Gerade richtig für den Karnevalsabend meiner Sorbonne!» rief Julie erfreut.

Der Arzt war einverstanden, nach dem Essen noch eine Stunde dazubleiben, ein Lesezirkel sollte sich einfinden und Rousseau lesen. Es war ihm angenehm, noch ein bißchen in Julies Leben Einblick zu nehmen. Als Beobachter aus einer Guckkastenoptik setzte er sich außerhalb des Kreises, er tat es mit der Entschuldigung, er bleibe nur kurz, wolle nicht zu spät von Bern aufbrechen. Aber er habe vor, im Februar wiederzukommen. Die Damen und Herren des Lesezirkels wurden dem Arzt vorgestellt, er merkte sich die bekannten Namen aus den Kreisen der Patrizier und angesehenen Bürger.

Alle Augen waren nun auf Julie gerichtet, sie zeigte stolz ihr Exemplar der «Nouvelle Héloïse». Das Buch war ein Primeur, erst seit diesem Monat in Paris im Verkauf! Dank Suzanne Curchod sei sie so schnell in den Besitz der Ausgabe gekommen, ein zweites Vorwort habe die Freundin heute nachgeschickt, sie schulde für den Versand noch einige Batzen.

Man schmunzelte. Erinnernte sich mit Behagen an die schöne Pfarrerstochter aus Crassier, während eines Bern-

besuchs hatte sie dem Lesezirkel die Ehre gegeben. Ein Fräulein, gelehrt wie Julie. 1737 geboren, um wenige Jahre jünger. In Lausanne und Genf war die Pfarrerstochter eine Berühmtheit, angesehene Männer hatten sie als ihre Thémire in ihrem Kreis zur Vorsitzenden gewählt. Dort saß sie und wurde angestaunt, eine weibliche Idealfigur, ihr galten die schöngeistigen Reden und Verse der dichtenden Herren.

Im Nebenamt waren diese jungen Männer Pfarrer, Juristen und Lehrer. Suzanne, geblendet von der Vielfalt der Lehrer, hatte sich bis anhin für keinen entscheiden können. Das habe sich inzwischen geändert, berichtete Julie, ihr Herz schlage neuerdings für einen Engländer, den Schriftsteller Edward Gibbon. Ein Ausbund an Häßlichkeit, der Körper von der Form eines Bierfäßchens und das Gesicht wie das einer knurrenden englischen Dogge, doch Suzanne sehe ihn mit den Augen der Liebe, finde ihn klug, edel und elegant. Was der Julie in Bern ihre Sorbonne, sei für Suzanne in Lausanne ihre Poudrière.

Doch nun wandte man sich der «Nouvelle Héloïse» zu. In Paris werde sie gekauft wie im Fieber. Julie habe das umfangreiche Werk denn auch atemlos verschlungen. Auf sechshundert Seiten Gefühl und Intellekt. Grenzen der Emotionen und Moral werden gesprengt. Die unheilvolle Verquickung von Staat und Kirche in Frage gestellt. Enfin. Schon haben sich überall entrüstete Stimmen gemeldet. Mr. Wolmar, der Atheist, sei zu vorteilhaft gezeichnet. Die Klasse der Priester paktiere mit dem französischen Parlament, eine Verurteilung des Menschen Rousseau sei im Gange. Ihm drohe der Kerker. Vielleicht trachte man ihm nach dem Leben.

In Bern würde es ihm bessergehen? Ach wo!

Julies Wangen waren nun vom Eifer fleckig gerötet, ihre Stimme wurde dünner, höher, sie warf ihre berühmten Bon-